

KOSTENLOS ZUM MITNEHMEN

LESEQUICKIE

Leseprobe regionaler
Autorinnen und Autoren

FANTASY AUSGABE
SOMMER 2019



Eine Kooperation von



Unterstützt durch

pop **S**cene

IMPRESSUM

Verlag

AMM Arts Music Media UG (haftungsbeschränkt)
Schützenstraße 3 - 5, D-66123 Saarbrücken

- gleichzeitig Adresse des Verlags, des verantwortlichen Redakteurs und für den Anzeigenteil -

Telefon: 0176 459 785 36

Telefax: 0681 938 826 07

E-Mail: kontakt@artsmusicmedia.de

Geschäftsführer: Gregor Theado
Amtsgericht Saarbrücken, HRB 104 307

Redaktion

Tanja Karmann, Hanna Derber, Gregor Theado (V. i. S. d. P.)

Druck

FLYERALARM GmbH, Alfred-Nobel-Str. 18, 97080 Würzburg

Fotos

Cover: pixabay _ blur-browse-comfort-256546

Editorial: AMM

Sonstige Bilder: Siehe Quellenangabe am Bild

Erscheinungsweise

Ca. 1 - 2 Mal / Jahr

LQ

EDITORIAL



„EIN QUICKIE WECKT DIE LUST AM LESEN!“

Hallo liebe Leserin, hallo lieber Leser,

einer Studie des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels nach nehmen immer weniger Deutsche mindestens einmal pro Woche ein Buch in die Hand. Grund dafür sei ein veränderter Lebenswandel: Zu viel zu tun, auch in der Freizeit. Zu viele Angebote, zu viel Ablenkung durch Streaming Dienste und Social Media.

Der Rückgang betrifft insbesondere die junge Generation. Die lesen zwar noch immer, aber anders: Telegram-Nachrichten. Instagram-Posts. Keine langen Texte, dafür viele.

Hier setzt unser neues Konzept an: Der LeseQuickie bietet in jeder Ausgabe fünf Schriftproben regionaler Autorinnen und Autoren – kurz genug, um die Zeit im Wartezimmer oder an der Saarbahnhaltestelle zu verkürzen, aber auch lang genug, um die Lust auf mehr zu wecken. Ein echter Quickie eben.

Viel Spaß!

Eure Tanja, Hanna und das gesamte Team von AMM

NAME

Carolin Summer

BEZUG ZUR REGION

Ich stamme aus dem Mandelbachtal und lebe in St. Ingbert.



Foto: Dreihundertzehn Werbeagentur

Schreiben bedeutet für mich...

... die Geschichten aus meinem Kopf in die Welt zu schicken. Geschichten kann es nie genug geben.

Als echte Herausforderung beim Schreiben empfinde ich...

... immer besser zu werden und immer wieder Neues zu lernen!

Bei einer Schreibblockade...

... schreibe ich. Meistens von Hand und nichts, was zum aktuellen Projekt gehört, sondern einfach das, was mir in den Kopf kommt.

Zum Schreiben brauche ich unbedingt...

... Stift und Papier – oder einen Laptop. Das wars auch schon. Ich kann überall schreiben, da braucht es nichts Besonderes dazu.

Wenn ich nicht schreibe, dann...

... bin ich für die Zeitung unterwegs, zeichne oder backe.

Aktuell schreibe ich an...

... dem dritten Band der WeltenWechsler Akten, meine aktuelle Urban-Fantasy Reihe.

Website: www.wanderkraehe.de

Twitter, Instagram und Facebook: Wanderkraehe

NARRENLAUF – DIE WELTENWECHSLER AKTEN (Band I)

siebtes Kapitel

[DONNERSTAG, 13. DEZEMBER 2007]

Carole zupfte gedankenverloren an ihrem Schal herum, während sie die Leute beobachtete, die sich auf dem Bahnsteig sammelten. Ich tat das Gleiche, ein paar Meter weiter hinten. Den rechten Fuß an die Wand gestellt, auf einer Seite den Kopfhörer mit Musik im Ohr, suchte ich die vorbeieilenden und wartenden Gesichter ab.

*Jeder Mensch ist allein unter vielen,
Einer läuft gerne nur geradeaus,
Einer geht auf Umwegen durchs Leben.*

Abgehetzte, telefonierende Anzugträger mit Aktenkoffern, lärmende Jugendliche samt Skateboards und bücherbepackte Studenten bildeten den Kontrast zu den vielen Besuchern der Stadt, deren Zahl zu keiner Jahreszeit schrumpfte.

Stadtpläne, Wanderschuhe und Kameras sah man tatsächlich genauso häufig wie schlichte Einkaufsstützen. Die gesamte Szenerie vermittelte den Eindruck eines überdimensionalen Ameisenhaufens. Mit dem Unterschied, dass hier niemand einem gemeinsamen Ziel nachging. Abgesehen vom permanenten Konsum vielleicht.

Eine Gruppe asiatischer Touristen knipste begeistert das blaue Schild an der gefliesten Wand über uns, auf dem fünf weiße Buchstaben das Wort *Opéra* formten. Was auch immer so interessant an U-Bahn-Stationen war, dass man sie fotografieren musste.

Die digitale Anzeige verkündete, dass die nächste Metro der Linie 7 gleich einfahren sollte. Die würden wir nehmen. Vor zehn Minuten hatten wir einen der Scouts aus einem anderen Team in Linie 8 passiert, mit der 3 waren wir zuvor aus der Gegenrichtung gekommen.

Gerne hätte ich einige Gedanken gelesen, aber selbst, wenn ich es in einer derart großen Menschenmenge wagte, standen die Chancen, ausgerechnet die Überlegungen dieses Hexers zu erwischen, gleich null. Vermutlich genügte allein der Versuch, um mir postwendend eine deftige Migräne zu verpassen.

Begegnete uns tatsächlich ein Weißer, probierte ich über die fünfte Dimension so viel in Erfahrung zu bringen, wie im flüchtigen Vorbeigehen möglich. Meistens ergab das nicht gerade viel und kostete mehr Zeit, als dass es nutzte.

»Ein bisschen Bammel habe ich immer noch«, gestand Carole, als die Bahn quietschend vor uns zum Stillstand kam. Nebeneinander liefen wir zur nächsten Tür. »Es beunruhigt mich, das Opfer zu spielen.«

Ihr gegenüber würde ich das nicht zugeben, aber mir ging es ähnlich. Niemand konnte zu hundert Prozent ausschließen, dass mich dieses Zeug nicht ebenfalls lahmlegte. Ich hatte mir allen Ernstes bereits einen Plan für den Extremfall zurechtgelegt und Geheimhaltung spielte in diesem Szenario keine besonders tragende Rolle.

In den letzten vier Stunden war aber, wie zu erwarten, nicht das Geringste passiert. Ich glaubte nicht mal daran, dass wir ihn mit so wenigen Leuten überhaupt fanden. Geschweige denn heute. Leider färbte meine nach außen getragene Gelassenheit nicht auf die Wandlerin ab.

»Werden wir rechtzeitig merken, wenn er die Phiole öffnen will?«

Das hatte Hendrik mich am Morgen ebenfalls gefragt. Unter vier Augen, bevor wir ins Auto stiegen, das nun unweit der Oper in einem kleinen Parkhaus auf unseren Feierabend wartete.

»Ja«, antwortete ich, die gleiche Selbstsicherheit vortäuschend, wie gegenüber dem Teamleiter vorhin. »Weiße Hexer rieche ich einen halben Kilometer gegen den Wind. Der Kerl wirkt in meiner Nähe so schnell keinen Zauber. Das weiß ich sehr wohl zu verhindern.«

Wenn es sich, entgegen unserer Vermutungen, doch um einen Trank handelte, waren Reaktionsvermögen und Lungenvolumen gefragt.

Die Metro bremste ruckelnd an der nächsten Station. Carole hielt sich, aus Ermangelung eines anderen Griffs, an meiner Jacke fest. Ich meinerseits packte gerade noch rechtzeitig eine der Stangen über unseren Köpfen. Dabei trat ich beinahe einem älteren Herrn im Wollmantel auf die blank polierten Lackschuhe.

»Tschuldigung.«

Er hörte mich nicht, genau wie sonst niemand unsere Unterhaltungen mitverfolgen konnte. Carole trug, verpackt in ihrer Haarspange, einen entsprechenden Zauber mit sich herum. Die einfache Plastikklammer funktionierte wie eine Batterie, die sich langsam entlud und so der Magieunbegabten die Gelegenheit bot, die Formel zu nutzen.

Theoretisch war das mit sämtlichen Gegenständen möglich. Jeder Magienutzer konnte sie erschaffen, je nach Stufe entsprechend stark. In vielen Universen nutzte man hauptsächlich Schmuckstücke für diesen Zweck. Auch in dieser Welt war das früher gang und gäbe. Vielleicht hielt sich daher hartnäckig die Bezeichnung *Amulett*. Inzwischen kam man praktischerweise von den traditionellen Formen ab und verwendete sämtliche Alltagsgegenstände.

»Jordi meinte, er würde lieber mit mir tauschen, anstatt irgendeine Taschen zu durchwühlen. Mir persönlich wäre das recht.«

Mit roten Ohren nahm sie wieder Abstand, zumindest soweit es die um sie herumstehenden Leute zuließen. Sie schämte sich für ihre Angst, war aber ehrlich genug, sie nicht zu überspielen. Ihr fehlte die notwendige Routine. Wie man in einer bestimmten Situation handeln musste, ließ sich auswendig lernen. Den Umgang mit der Tatsache, dass nur ein Versuch für so etwas blieb, verstand man erst mit der Zeit.

»Ich befürchte, um die Lockvogelspielerei kommen wir nicht rum.« Wir schafften es ja nicht mal, alle Linien gleichzeitig im Auge zu behalten. »Seine Trefferquote ist extrem hoch. So viele Wandler gibt es in Paris auch wieder nicht. Nicht mal, wenn man Werwölfe und Gestaltwechsler zusammenzählt. Er erkennt uns irgendwie. Die Chancen, ihn zu erwischen stehen höher, wenn wir potenzielle Ziele mimen.«

»Ich weiß.«

»*Châtelet! Châtelet!*«, unterbrach die Lautsprecheransage forsch den Wortwechsel. Das war die Station, an der Nic und Jordi gerade Position bezogen. Der Hauptumsteigepunkt, einer der am stärksten frequentierten Bahnhöfe mit fünf anfahrenden Linien und Anbindung an die RER. Heute kamen wir schon zum dritten Mal hier entlang, wie über dreißigtausend andere Leute auch. Die Türen öffneten sich, woraufhin sich eine Menschentraube, Taschen, Ellbogen und Füße zur Hilfe nehmend, an uns vorbei nach draußen quetschte.

In diesem Moment verlangte das Handy in meiner Hosentasche vibrierend nach Aufmerksamkeit. Ein Blick aufs Display verriet, dass Mai-Sue uns aus der Zentrale zu erreichen versuchte. Im Gegensatz zum Rest des Teams waren wir nicht mit Funk ausgestattet, weshalb die Mobiltelefone die einzige Möglichkeit zur Kommunikation und Übermittlung des Standortes boten. Ich hob ab und presste den Hörer ans Ohr. Hier drin war es viel zu laut zum Telefonieren, vom schlechten Empfang ganz zu schweigen.

»Ja?«

»Steigt aus. Ich hab da so ein Gefühl. In Châtelet seid ihr richtig.«

Mir lief es beim Klang ihrer Stimme kalt den Rücken hinunter. Carole am Ärmel gepackt, hastete ich zur Tür und schob geistesgegenwärtig den Fuß dazwischen, um diese daran zu hindern, uns vor der Nase zuzuschlagen, was sich um einiges schmerzhafter erwies, als erwartet. Fest biss ich mir auf die Zunge. Nicht unaufmerksam werden!

Die Stimme der Supporterin war nichts als hohles Geflüster, das aus dem Telefon klang wie in Trance. Kein bisschen fröhlich oder aufgedreht wie sonst. Ein Dämmerzustand, in den sie verfiel, wenn eine ihrer Visionen einsetzte. Ich drückte den Apparat fester ans Ohr.

»Mai, rede mit mir. Was siehst du?«

Fähigkeiten, die sich nicht gezielt steuern lassen, sind immer so eine Sache. Wenn man Pech hat, tauchen sie nur auf, wenn man es nicht gebrauchen kann und bleiben aus, wenn sie am dringendsten benötigt werden. Mais

Timing an diesem Mittag war allerdings nahezu perfekt.

»Weiße Weste voller Blut! Scharfe Zähne, halbe Menschen. Lachsrosé und Königsblau.«

Carole schaute mich verwirrt an und hob fragend die Hände. Ich drehte mich auf dem Bahnsteig um die eigene Achse, in der Hoffnung etwas zu entdecken, das auf die zusammenhanglosen Hinweise passte. Hinter uns fuhr die Metro weiter.

»Halbe Menschen! Scharfe Zähne! Ihr müsst ihnen helfen, sie können nichts dafür!«

Das Rattern der abfahrenden Bahn dröhnte in meinen Ohren und ich schaffte es kaum, mich darauf zu konzentrieren, magische Aktivitäten in der Nähe auszumachen. Ein Wunder, dass die Gestaltwandlerin verstand, was ich für sie wiederholte. Wild gestikulierend deutete sie auf das Ausgangsschild, auf dem neben dem Pfeil Richtung Treppe die bunten Punkte der Linienfarbe mit den entsprechenden Zahlen abgebildet waren. Auf dem Gegengleis hielt indes ein weiterer Zug.

Gelb, Violett, Braun und Lila. Eine blaue Linie gab es hier – abgesehen von der RER B – nicht. Dafür eine Rosa-farbene. *Lachsrosé?*

Nummer 7, mit der wir gerade gekommen waren. Ich fuhr herum, das Handy noch immer in der Hand. Vom gegenüberliegenden Bahnsteig schallte schrilles Kinderweinen hinüber, in das binnen Sekunden panische Rufe und Schreie einstimmten.

Carole, die ebenfalls in Richtung der Schienen stand, wurde bleich. Sie starrte sprachlos auf das Fenster der Bahn, die gerade ihre Türen schloss, wieder anrollte und die Sicht auf die andere Seite freigab. Das sich uns bietende Bild als widerlich-skuril zu beschreiben, war maßlos untertrieben.

»Mai? Code Omikron! Hol die anderen hier runter. *Schnell!*«

Drüben lag ein junger Mann auf dem Boden, der sich unter Krämpfen stöhnend zur Hälfte in einen grauen Wolf verwandelt hatte. Zitternd steckte er in diesem Stadium fest, unfähig zurück in die zweibeinige oder ganz in die vierbeinige Gestalt zu gelangen. Aus der halb zur Schnauze verformten Nase lief ein Blutrinnsal über den beinahe noch menschlichen Unterkiefer, aus dem allerdings schon die Reißzähne ragten.

Scharfe Zähne, halber Mensch.

Mitten in der Innenstadt, an einem der belebtesten U-Bahnhöfe von ganz Paris.

Verfickte Scheiße!

Hat's dir gefallen?

Buchtitel: Narrenlauf - Die WeltenWechsler Akten (Band I)

Verlag: Tredition

ISBN Taschenbuch: 978-3-7482-9391-0

ISBN Hardcover: 978-3-7482-9392-7

ISBN E-Book: 978-3-7482-9393-4



NAME

Benjamin Spang

BEZUG ZUR REGION

Ich bin im Saarland geboren und aufgewachsen und seit mehreren Jahren auf diversen Buchveranstaltungen in der Region anzutreffen.



Foto: Mark Lissmann

Schreiben bedeutet für mich...

... andere gut zu unterhalten, dabei aber wichtige Themen und Werte zu vermitteln.

Als echte Herausforderung beim Schreiben empfinde ich...

... eine Geschichte zu entwickeln, die meinen sehr hohen Ansprüchen genügt.

Bei einer Schreibblockade...

... setze ich mich hin und schreibe.

Zum Schreiben brauche ich unbedingt...

... Ruhe und einen klaren Kopf.

Wenn ich nicht schreibe, dann...

... arbeite ich am Marketing meiner Bücher, lese, gucke Filme oder treffe mich mit Freunden.

Aktuell schreibe ich an...

... dem dritten Teil meiner Reihe „Blut gegen Blut“.

Website: www.benjaminspang.de

Facebook: [BenjaminSpang.autor](https://www.facebook.com/BenjaminSpang.autor)

Instagram: [BenjaminSpang](https://www.instagram.com/BenjaminSpang)

Patreon: [BenjaminSpang](https://www.patreon.com/BenjaminSpang)

BLUT GEGEN BLUT

Auch wenn sie auf einem Bauernhof aufgewachsen war, hatte sie einen so großen und vor allem so schwarzen Vogel noch nie gesehen. Katrina steckte den Schraubenzieher zurück in die Tasche und ging langsam auf ihn zu. Seine Kopfbewegungen wirkten, als würde er auf ihren Arm deuten, den sie jetzt vorsichtig nach vorne ausstreckte. Der Rabe spreizte kurz die Flügel und hatte Mühe, gegen den Wind anzukommen, landete aber dennoch zielsicher auf ihrem Handgelenk. Er neigte den Kopf, als wollte er jeden Zentimeter von ihr erkunden. Dann starrte er krächzend direkt in Katrinas Augen. Die Rotoren des Luftschiffes verstummten, sodass eine vollkommene Stille ihren Ohren schmeichelte. Gefangen in dem Blick des Vogels atmete sie tief ein und wieder aus und fühlte sich wieder wie die frühere, glückliche Katrina. Der Moment schien unendlich, weder Zeit noch Raum existierten.

Ein roter Knall zerriss das friedliche Bild und ließ alle Umgebungsgeräusche und anderen Sinneseindrücke auf einmal auf Katrina einschwappen. Sie schrie auf. Dort, wo der Rabe auf ihrem Arm gesessen hatte, waren jetzt ein riesiger Blutfleck und zwei abgerissene Krallen, die in ihrem Jackenärmel hingen. Angewidert schüttelte sie diese ab und trat mehrere Schritte zurück. Sie spürte ein seltsames Kitzeln im Gesicht, und als sie sich mit ihrer sauberen Hand an die Wange fuhr und die Finger betrachtete, wurde ihr bewusst, dass auch ihr Gesicht voller Blut war.

Helena stand neben ihr mit nach vorne gerichteter Pistole. Aus dem Lauf stieg heller Rauch, der Katrinas Blick in die ernste Miene der Agentin lenkte.

„Diese Tiere sind kein guter Umgang!“, sagte Helena und steckte die Pistole zurück in das Holster unter ihrem Mantel.

Katrina versuchte zitternd, sich das Blut mit dem sauberen Ärmel aus dem Gesicht zu wischen.

„Wa... Warum?“, war alles, was sie herausbringen konnte.

Helena trat näher und reichte ihr ein Taschentuch.

„Diese Tiere sind gemein und hinterlistig. Die Werwölfe benutzen sie als Spione. Sie können durch ihre Augen die Umgebung erkunden!“

Die Agentin hielt sich an der Reling fest und schaute in die Ferne, fast so, als würde sie dort weitere Raben vermuten.

„Sie meinen, ein Werwolf hätte mich gerade beobachten können?“

„Ja, ganz recht! Sie benutzen viele Tiere für ihre Zwecke. Tu dir selbst einen Gefallen und schieß diese Viecher besser gleich in zwei Teile. Das kann dir jede Menge Ärger ersparen!“

Welche Gefahren gab es noch in dieser Welt, wenn man nicht mal einem einfachen Raben trauen konnte?

„Komm, du musst dich umziehen!“

Katrina folgte Helena über die Treppe hinunter in den Raum unter der Kommandobrücke. Durch eine reich verzierte Holztür betraten sie eine Stube, die wie eine Einsatzzentrale wirkte. Es roch nach Papier, würzigem Tee und altem Zigarrenqualm. Da der Wind sie hier nicht erreichen konnte, wurde Katrina sofort wärmer.

Helena gab ihr ein Handtuch, zog eine Hose, ein Hemd und einen Mantel aus dem Schrank neben der Tür und legte sie ihr auf einen der Stühle, die um einen großen Holztisch standen, der mit Plänen und Zeichnungen bedeckt war.

Katrina nahm zuerst das Handtuch und wischte sich damit das Blut aus dem Gesicht.

„Schmeiß die dreckigen Sachen einfach dort in die Ecke, wenn du fertig bist.“

Helena kramte in einer Holzkiste herum, was Katrina ausnutzte, um unbemerkt den Brief und den Schraubenzieher aus ihrer alten Hose in die neue zu schmuggeln.

Als sie den Mantel genauer betrachtete, fiel ihr auf, dass es derselbe war, den Helena trug, nur in kleinerer Ausführung.

„Hier sind sie ja!“, rief Helena, noch mit dem Kopf in der Kiste, drehte sich um und stellte Katrina die passenden

Stiefel vor die Füße.

„Das kannst du solange tragen, bis wir dir in Hofstein neue Kleidung gekauft haben“, sagte sie mit prüfendem Blick auf die Textilien.

Katrina nahm ihren Rucksack ab und schlüpfte vorsichtig aus ihrer blutdurchtränkten Jacke, die sie gleich auf eine Holzkiste in der Ecke legte. Hastig streifte sie sich das neue, schwarze Hemd über und knöpfte es zu. Es schmiegte sich an ihren Körper, als hätte man es passgenau für sie genäht.

Helena schwieg und ging zurück zu der offenen Holzkiste, während Katrina die neue Hose anzog. Auf der goldenen Gürtelschnalle prangten ein Eulenkopf und eine Gravur: HM2608. Dieselbe Kennung wie auf dem Luftschiff neben der Ladeluke und auf Helenas Gürtel.

Sie zog sich die beiden klobigen Stiefel an, sowie den Mantel. Dann schaute sie an sich herab und fühlte sich fast wie eine richtige Doppelmond-Agentin, eine wichtige Person, die Menschenleben rettete und zum Wohle anderer beitragen konnte.

„Steht dir wirklich gut“, bemerkte Helena und grinste. „Setz dich, die Unordnung kannst du gerne ignorieren.“ Sie nahm am Tisch Platz.

Katrina hob ihren Rucksack auf und hängte ihn über die Stuhllehne. Sie setzte sich und überflog die Schriften, Zeichnungen und Pläne, die jetzt vor ihr lagen, ohne jedoch etwas davon anzufassen.

Auf einer Landkarte waren die Gebiete verzeichnet, unterteilt in das der Menschen, Werwölfe und Vampire.

Ihre Heimat Hofstein hatte schon immer sehr nahe am Feindgebiet der Vampire gelegen, verfügte jedoch über ein schützendes Gebirge vor sich sowie ein gutes Bewachungssystem: gleißendes Licht, das jeden Vampir sofort in Flammen aufgehen ließ, und Eulen, deren Schreie die Wachen alarmierten, sollte etwas Ungewöhnliches passieren. Diese Schutzmaßnahmen waren mittlerweile in jeder Menschenstadt zu finden. Selbst in Nebelbann, das am weitesten von den Dämonen entfernt im Süden lag.

„Werden wir diesen Krieg gewinnen?“, fragte Katrina.

„Natürlich! Wieso denn nicht?“

„Tausendbein ist jetzt schon seit zwei Jahren besetzt, wie konnte das passieren?“

Helena grinste.

„Sie kamen über das Meer. In Fischerbooten, die sie vorher aus Tausendbein gestohlen hatten. Sie müssen Hilfe gehabt haben, auf so eine Idee kommt ein Werwolf nicht von alleine.“

Unter ihren Füßen hörte man die Arbeiter, die laut lachten und sich Befehle zuriefen.

„Die Menschheit hat sich in den letzten Jahrzehnten enorm weiterentwickelt. Wir haben die nötige Ausrüstung und das Wissen, um gegen diese Bestien bestehen zu können. Du musst noch jede Menge lernen, wenn du hier auf dem Schiff arbeiten möchtest. Das Handwerkliche beherrscht du, keine Frage. Aber was da draußen vor sich geht, hast du in deiner kleinen Werkstatt nicht mitbekommen. Du weißt, dass ich eine Doppelmond-Agentin bin, also weißt du auch, was ich mache.“

Katrina nickte.

„Die Sicherheit meiner Besatzung und derer, die an meiner Seite kämpfen, ist mir sehr wichtig, weshalb ich dir die grundlegendsten Dinge kurz erzählen muss. Vieles davon kennst du bestimmt aus der Rassenkunde in der Schule, aber ich kann nicht davon ausgehen, dass du dort auch immer brav aufgepasst hast.“

Katrina grinste, merkte aber, dass Helena keine Miene verzog, als sie auf die Karte von Nuun blickte.

„Hier siehst du die Gebiete, in denen sich die Dämonen niedergelassen haben. Der Dschungel im Norden gehört den Werwölfen.“

Ihr Finger glitt über das Papier.

„Der Westen gehört den Vampiren, und im Süden scheint das Licht der glorreichen Menschheit.“

Sie tippte auf die große grüne Fläche im unteren Teil der Karte.

„Der Wald sowie der Dschungel sind schwieriges Gebiet. Die Werwölfe sind dort aufgewachsen und kennen jeden Grashalm und jeden Baum. Wir hingegen haben dort kaum Platz, um unsere Panzer und Fahrzeuge einzu-

setzen. Hinter jedem Ast könnte ein Hinterhalt lauern, hinter jedem Busch eine Falle. Darauf kann man sich nicht vorbereiten.“

Sie zog den Plan etwas zu sich, um das Gebiet der Vampire besser sehen zu können.

„Siehst du den dunklen Bereich dort? Das ist die schwarze Wüste. Dort haben die Vampire die Kraft der Erde so sehr herausgesaugt, dass das Land vertrocknet ist.“

„Die Kraft der Erde?“, hakte Katrina nach, die diesen Begriff noch nie gehört hatte.

„Du kennst es vielleicht als ‚Kaltes Feuer‘. Es gibt Adern unter der Erde, die mit dieser puren Energie gefüllt sind. Vampire und Werwölfe nutzen sie für ihre schwarzen Zauber, mit denen sie uns bekämpfen und irreführen wollen.“

Katrina runzelte die Stirn.

„Bäume und Pflanzen, die auf solch einer Ader Wurzeln schlagen, haben meist leuchtende Knospen.“

„Können unsere Fabriken diese Energie nicht nutzen?“

„Nein, diese Energie ist eine Seuche für das Land. Wir schütten jede Ader zu, die wir finden können. Müll und Unrat sollen sie daran hindern, weiterhin durch unser Gebiet zu kriechen. Sie ist eine Beleidigung unseres Allvaters!“

Immer wieder knarzte das Holz um sie herum, und Windböen drückten gegen die bunten Fenster am Ende des Raumes.

Dumpfe Schritte erklangen und wurden immer lauter, bis auf einmal die Tür aufsprang und einer der Arbeiter mit panischem Blick im Raum stand.

„Schauen Sie sich das an, da kommt irgendwas auf uns zu!“, rief er mit zittriger Stimme und zeigte dabei nach draußen.

Helena sprang auf und ging aufs Deck. Katrina folgte ihr.

Eine dunkle Wolke war in der Ferne über dem dichten Blätterwerk des Dschungels zu sehen. Bemerkenswert war, dass sie nicht einfach nach oben stieg. Sie blähte sich nach allen Seiten auf, sodass die kleinen Bestandteile, aus denen sie sich zusammensetzte, erkennbar wurden: Raben! Abertausende Raben steuerten direkt auf sie zu!

Hat's dir gefallen?

Buchtitel: Blut gegen Blut

Verlag: Tredition

ISBN Taschenbuch: 978-3-7345-0074-9

ISBN Hardcover: 978-3-7345-0075-6

Im Buch sind zahlreiche, wunderschöne Illustrationen zu finden!



NAME

Carsten Schmitt

BEZUG ZUR REGION

Ich bin im Saarland geboren und aufgewachsen. Nach einigen Jahren in der in- und ausländischen Ferne lebe und arbeite ich wieder hier.



Foto: Michael Schaf

Schreiben bedeutet für mich...

... den puren Luxus, mit mir und meinen Gedanken allein sein zu können.

Als echte Herausforderung beim Schreiben empfinde ich...

... bei all den Einfällen und Ideen den Fokus zu bewahren.

Bei einer Schreibblockade...

... lege ich den Text weg und arbeite an etwas anderem.

Zum Schreiben brauche ich unbedingt...

... Ruhe und Kaffee!

Wenn ich nicht schreibe, dann...

... fotografiere ich mit alten Kameras. Analog regiert!

Aktuell schreibe ich an...

... an einem Roman in der Welt von und mit dem Protagonisten aus „Tahdukeh“

Website: www.carstenschmitt.com

Facebook: [ItWasASharpAndThornyNight](https://www.facebook.com/ItWasASharpAndThornyNight)

Der Körper des Jungen roch nach dem Fluss, aus dem er wenige Stunden zuvor geborgen worden war. Die Mischung aus Wasser, Fäkalien und den Ausflüssen der Eisenhütten entlang der Sâr verband sich mit den muffigen Ausdünstungen der schimmligen Wände des Kellergewölbes zu einem eigentümlichen Aroma.

„Na, wen haben sie uns da zugeteilt, Pit?“

Der alte Gendarm kratzte sich mit dem schmutzigen Nagel seines Zeigefingers an der Nase, die mit aufgeplatzten Äderchen überzogen war.

„Den hat man heute Mittag bei der Kohlenwaage aus der Sâr gefischt, Kommissär Charois. Erst dachten'se es wär' ein Treidlerbursche, der ins Wasser gefallen ist, aber dann hat man die Wunde am Kopf gesehen. Man weiß nicht, wer's ist“, schloss er lapidar.

„Und da hat man sich an uns erinnert. Na, was glaubst Du, Pit? Wird's ein großer Fall?“ Charois lachte trocken, doch Pit behielt seinen stoischen Ernst: „Kann's nicht sagen. Er hat nichts bei sich gehabt. Vielleicht ist er aus der Wirtschaft gekommen und überfallen worden.“

Durch das kleine Fenster oben in der Wand des Gewölbes im Keller der Gendarmeriewache von Sârbruck flogen ein paar letzte Strahlen. Charois schlug die graue Wolldecke zurück, die den Körper des Jungen bedeckte. „Dann woll'n wir mal. Zünde die Lampen an, Pit, sei so gut.“

Pit entzündete die Öllampen, die an Ketten von der Decke hingen, und der Leichnam wurde in warmes gelbes Licht getaucht. Ein schöner Junge, dachte Charois, fast ein Mann, durch körperliche Arbeit geformt, doch noch nicht von ihr entstellt. Charois sah in das von blonden Locken umrahmte Gesicht. In ein paar Jahren hätte er im blau-roten Rock der herzoglichen Garde eine schneidige Figur abgegeben. Charois zog die Kiefer des Jungen auseinander und beugte sich über den geöffneten Mund. Er drückte auf Brust und Bauch des Toten und roch an der Luft, die gurgelnd aus seinen Lungen entwich. „Falls er im Wirtshaus war, dann ohne viel zu trinken.“

Dann nahm er den Kopf des Jungen in beide Hände und drehte ihn zur Seite. Charois betastete die Wunde am Hinterkopf, die sich geschwollen und rot unter den blonden Haaren abzeichnete.

„Die Wunde am Hinterkopf sieht nach einer groben Waffe aus, vielleicht ein Knüppel oder ein Stein.“

Pit zuckte die Schultern. Er knetete die Hände und trat von einem Fuß auf den andern. Charois zog seine Taschenuhr aus der Westentasche und schaute auf das Ziffernblatt. Halb acht Uhr abends. Für Pit wurde es Zeit.

„Benötigen Herr Kommissär mich noch?“

„Nein, Pit, es ist gut. Stell nur meinen Koffer dort auf den Tisch und sei morgen zeitig wieder da, um mich abzuholen.“

„Sehr wohl, Herr Kommissär!“ Der Gendarm salutierte und verließ das Gewölbe, die Tür hinter sich schließend.

Charois vertraute Pit. Der Mann würde morgen früh noch halb betrunken sein, doch sie hatten eine Übereinkunft. Keiner stellte Fragen nach der Schwäche des Anderen und sorgte dafür, dass sonst niemand mehr davon bemerkte, als ohnehin schon bekannt war. Er wandte sich dem kleinen Koffer zu, den Pit auf einen Tisch an der Wand des Gewölbes gestellt hatte. Charois öffnete den Deckel und spürte ein Kribbeln in den Händen beim Anblick der Requisiten, die ordentlich aufgereiht im Inneren des Koffers lagen.

Der Kommissär hob das Tablett aus schwarz lackiertem Holz aus dem Koffer und stellte es auf die Bahre neben die Leiche des jungen Mannes. Methodisch inspizierte er die Gerätschaften. Das Öllämpchen mit der Haube aus Kristallglas, die Bambuspfeife mit dem Kopf aus weißem Porzellan, der tiefe Löffel aus gehämmertem Kupfer und all die anderen kleinen Hilfsmittel, Fläschchen und Behälter, die sein Laster erforderte.

Charois entzündete die Lampe. Ihr gelbes Licht erschien ihm wie die Flamme der Vorfreude, die ihm den Weg leuchten würde in die Träume der Vergangenheit. Er nahm das Fläschchen mit dem Rauchopium und träufelte

einige Tropfen des dunkelbraunen Tschandus in den Löffel.

Dann nahm er eine Dose aus Ebenholz und öffnete sie. Als er die kleine Menge feinen grauen Pulvers darin sah, zögerte er. Wollte er seinen schrumpfenden Vorrat für einen erschlagenen Bauerntölpel opfern? Sein Tahdukeh, seine Wunderdroge? Doch jetzt aufzuhören wäre ihm ebenso unmöglich gewesen wie das Schlagen seines Herzens anzuhalten.

Er maß eine kleine Menge des Pulvers mit einem Spatel ab und vermengte es mit den dicken braunen Tropfen am Boden des Kupferlöffels. Dann hielt er den Löffel über die Opiumlampe und kochte das Tschandu, bis es zu einer klebrigen Masse wurde, die er zu einem Pfropfen formte, der genau in die Öffnung im Kopf der Pfeife passte. Er legte sich auf die Bahre, die Lampe zwischen sich und der Leiche und drehte sich mit angewinkelten Beinen auf die linke Seite, den Kopf auf seinen zusammengerollten Mantel gestützt. Mit der rechten Hand hielt er die Pfeife mit der Öffnung nach unten über die Flamme und inhalierte die köstlichen Schwaden.

Charois glitt in einen Zustand heiterer Aufmerksamkeit, frei von Ödnis und Mattheit des Lebens. Der Körper des Jungen lag ihm gegenüber, den Kopf zu ihm geneigt und die Augen zu Schlitzen geöffnet. Du wirst nicht namenlos verscharrt werden. Wir werden herausfinden, wer Du bist, dachte Charois. Er richtete sich auf und studierte jeden Quadratzoll des nackten Körpers, bis er an der rechten Hand innehielt. Charois streckte Zeige- und Mittelfinger aus und strich über die Handfläche des Toten. Seine Fingerkuppen ertasteten harte Schwielen und seine eigenen Hände kribbelten in Erwidern des Gefühls. Die erste Welle des Tahdukeh-Rauschs brandete heran, und Charois erwartete sie mit geschlossenen Augen. Er ließ sich von ihr überspülen und durch einen unsichtbaren Strom wirbeln, bis der Schwindel nachließ und er wieder festen Boden unter den Füßen spürte.

Die Vision war nicht gefestigt genug, um die Augen zu öffnen, und so blieben ihm nur die restlichen vier Sinne. Der Mief des Kellers war dem würzigen Geruch nach Stall und Pferden gewichen. In den Händen spürte er einen hölzernen Schaft wie von einem Besen. Nein, kein Besen, dafür war der Gegenstand zu schwer. Es war eine Schaufel und mit dieser Erkenntnis explodierten die Eindrücke, die seine Sinne bestürmten, in seinem Kopf. Der Geruch nach Pferd und Stall, den er vorhin wahrgenommen hatte, wurde überwältigend. Er hörte das Kratzen des Schaufelblatts auf dem Boden und das feuchte Zischen, wenn die Schaufel in den Mist stach, während um ihn Pferde schnaubend seine Arbeit kommentierten.

„Mattel!“ Der Klang der Stimme ließ ihn auffahren. Er riss die Augen auf und sah sich nach dem Rufer um.

Charois wurde aus der Vision katapultiert. Das Traumbild war nicht gefestigt genug, der Gesichtssinn zu viel dafür gewesen. Für einen Augenblick hatte er einen Stall gesehen. Die Wände waren geweißelt, die Pferde, allesamt wohlgenährte Tiere, in ordentlichen Boxen untergebracht. Dies war nicht der Stall eines Fuhrmanns oder einer Station der Postkutsche, sondern die Stallung eines edlen Herrn.

Jemand hatte einen Namen gerufen, Mattel. War das der tote Junge?

Charois bereitete sich eine weitere Pfeife. Diesmal balancierte er die Mischung aus Tschandu-Opium und Tahdukeh perfekt, so dass er zu gleichen Teilen in der hiesigen Welt, und der Vision der Droge erwachte. Er sah den Körper des jungen Mannes vor sich nackt auf der Bahre liegen, und blickte zugleich durch dessen Augen.

[...]

Mattels Aufmerksamkeit galt einem Mann, der auf den Waldrand zu schlenderte. Er trug einen weißen Gehrock, der mit schillernden grünen und blauen Stickereien im cathayischen Stil verziert war, ebensolche Hosen und Strümpfe aus weißer Seide. Die Füße steckten in Schuhen mit goldenen Schnallen und in der rechten Hand hielt er einen zierlichen Spazierstock. Das Gesicht des Fremden blieb verborgen, doch Charois spürte, dass Mattel wusste, um wen es sich handelte. Der Mann verschwand im Wald und mit seinem Verschwinden zwischen den Bäumen fühlte Charois, wie die Vision ihm entglitt. Ihn schwindelte und statt der hellen Sonne am Himmel sah er die vier Lichtpunkte der Öllampen, die von der Decke des Kellergewölbes hingen.

Mit den geübten Fingern eines Tahdukeh-Träumers tastete er nach dem Opiumbesteck. Er bereitete die Pfeife und nahm einen Zug. Der Schwindel ließ nach und das Bild vor seinen Augen stabilisierte sich, blieb

aber unbewegt. Er wagte es, seinen Geist zurückzuschicken in den Keller der Gendarmeriewache, um sich von seiner Intuition leiten zu lassen. Er nahm einen weiteren Zug der Pfeife und folgte der ersten Eingebung, die die Droge ihm einflüsterte. Er beugte sich vor und küsste die Lippen des toten Mattel.

Als den Mund von den Lippen seines Gegenübers löste und die Augen öffnete, sah er in das hübsche Gesicht eines bartlosen jungen Mannes. „Mattel, mein lieber Mattel“. Der Andere trug eine Perücke, deren grau gepudertes Haar im Kontrast zu den dunklen Brauen und rehbraunen Augen stand. Charois, der als Beobachter sah, was Mattel sah, glaubte, den Fremden zu kennen. Er spürte den Sinneseindrücken und Erinnerungsfetzen, die er aufnahm, nach, doch der Name entwand sich seinem Zugriff, bis Mattel sprach.

„Mein Prinz, ich ...“

„Nenn mich nicht so, Mattel. Dein Prinz bin ich dort, doch hier bin ich dein Freund.“

Charois spürte, wie Mattel lächelte. Die beiden führten dieses Gespräch nicht zum ersten Mal.

„Ich muss gehen. Wenn der Stallmeister bemerkt, dass ich fort bin, setzt's Backpfeifen.“

„Er soll es nicht wagen!“

„Henrik, hier draußen bist du mein Freund. Aber dort bist du der Prinz und wenn du dich um einen säumigen Pferdeknecht müht, werden die Leut' noch mehr reden, als sie's schon tun.“

„Lass sie! Sie werden es nicht wagen, mir ihre hässlichen Gedanken ins Gesicht zu sagen.“

„Aber mir. Und Schlimmeres.“

„Sei unbesorgt, Mattel. Ich werde nicht zulassen, dass dir etwas geschieht.“

[...]

Henrik von Särbruck, Erbprinz von Herzog Ludovic, nickte.

Hat's dir gefallen?

Buchtitel: „Tahdukeh“ erschienen in „Der Unmögliche Mord und andere phantastische Kriminalfälle“

Verlag: Conte

ISBN Taschenbuch: 978-3-95602-186-2





Foto: Artografie Detzen

NAME

Heike Knauber

BEZUG ZUR REGION

Ich bin in Saarlouis geboren.

Schreiben bedeutet für mich...

... Teil des magischen Prozesses zu sein, wenn eine neue Welt vor dem inneren Auge entsteht und sich Roman-Helden zu berührenden Menschen entwickeln, mit denen ich Szene für Szene mitfiebern kann.

Als echte Herausforderung beim Schreiben empfinde ich...

... wenn ich vor dem eigentlichen Schreibprozess all die chaotischen Szenenketten, die mir anfangs wie im Kino-Trailer durch den Kopf schießen, in ein schlüssiges Handlungs-Exposé umsetzen soll.

Bei einer Schreibblockade...

... streiten Kopf und Bauch in etwa so: „Hör auf! Die Handlung quietscht! Nein! Der Held schwächelt! Ähm, worüber wollten wir doch gleich schreiben? Hah! Du bist im Handlungsgewirr mal wieder falsch abgebogen.“

Zum Schreiben brauche ich unbedingt...

... meinen Laptop ;-), eine ruhige Ecke, mein aktuelles Notizbuch, Café Latte XXL, meine Lieblingsfüller, die zündende Idee und das gewisse unwiderstehliche Kribbeln in den Fingern...

Wenn ich nicht schreibe, dann...

... fehlt mir was!

Aktuell schreibe ich an...

... einem Exposé, der dazu gehörigen ausführlichen Dramatis Personae und etlichen „Trailer-Szenen“, die ich zur Entwicklung brauche.

Website: www.heike-knauber.de/najaden

Instagram: HeikeKnauber

Facebook: HeikeKnauberNajaden

Facebook: Heike.Knauber

NAJADEN DAS SIEGEL DES MEERES

Auszug aus Kapitel 15

Anuk

Der Wasserfall riss eine gleißende Schneise in die bewachsene Felswand, über die er sich stürzte. Meliaé ließ die Farnwedel los, hinter denen sie kauerte, und zog zwei Teile ihres Blasrohrs und den Behälter mit Giftpfeilen aus ihrer Lendenschurzverschnürung. Der Regen der letzten Nächte hatte die Lichtung vor dem Tosbecken in einen dampfenden Tümpel verwandelt.

Keine zwanzig Schritte entfernt wühlten Wasserschweine im Schilf. Ein Jungtier war jetzt so dicht herangekommen, dass sie es bequem erlegen konnte.

Meliaé ließ einen Giftpfeil in das Mundstück ihres Blasrohrs gleiten, steckte die Verlängerung auf und brachte es zwischen den Farnwedeln in Position. Während sie tief einatmete, blickte sie auf das Rohrende, bis sie das Ferkel doppelt sah. Als sich das Wasserschwein scheinbar genau dazwischen befand, presste sie die Luft durch die Lippen, und beim nächsten Lidschlag stürmte das kleine Tier quiekend los, während die übrigen in alle Richtungen davonstoben. Aber nach nur wenigen Schritten brach das Ferkel zusammen.

Meliaé steckte die Blasrohrteile weg, sprang auf und rannte zu dem Wasserschwein, das jetzt fiepend und zuckend auf der Seite lag. Das Schlangengift lähmte seine Muskeln und Lunge.

Meliaé lief schneller und zog den Dolch. Niemand sollte den Erstickungstod bis zum Ende erleiden müssen. Bei dem Tier angekommen, klemmte sie den Körper zwischen den Beinen ein, stach ihm in den Hals, und aus dem kratzigen kleinen Leib wich spürbar die Spannung.

Sie zog die Klinge aus dem Tierkörper. Auf ihren Schienbeinen landeten warme Blutspritzer. Vielleicht sollte sie genau das mit König Simha anstellen! Ein Schauer überlief sie, und sie wischte den Dolch an ihrem Lendenschurz sauber. Wer sollte sie daran hindern, in Schlangengestalt in die Bergfeste einzudringen?

Der König würde an einem Schlangenbiss sterben. Nachts in seinem Gemach. Wieder schauderte sie. Tief in der Brust, dort, wo ihr Herz wie besessen hämmerte, hatte sie die Vorstellung mit eisigen Klauen berührt.

Sie bückte sich nach den Schlingpflanzen, die auf dem Morast trieben, riss einige davon aus und schälte die Blätter von den Stängeln ab. Doch die grausige Fantasie wollte sie nicht loslassen.

Die Körperwärme des Königs würde sie leiten, wenn sie durch die Laken kroch. Sie würde ihm in den Hals beißen. Es würde keine Rettung für ihn geben, höchstens drei Herzschläge, dann war sein Leben beendet. Aber was, wenn er das Bett mit seinen Weibern teilte? Und was, wenn einer seiner Söhne oder Soldaten die Herrschaft in der gleichen menschenverachtenden Art fortsetzte?

Heftig schüttelte sie den Kopf. Sie war keine Meuchlerin. Sie würde die Menschen in den Dörfern warnen. Weiter nichts.

Mit den abgeschälten Stängeln band Meliaé die Läufe des Wasserschweins zusammen, damit sie es besser bequemer tragen konnte. Das fette kleine Ding würde ein passables Jagdgeschenk für das erste Dorf abgeben, in das sie kam.

Durch das Tosen des Wasserfalls drang das Wiehern eines Pferdes. Meliaé legte ihre Jagdbeute wieder ab und sah zur Absturzkante hinauf. Das Wiehern war von da oben gekommen.

Sie runzelte die Stirn. König Simha konnte seine Krieger doch unmöglich schon zum Eintreiben der Opfer losgeschickt haben.

Das Wiehern erklang erneut. Aber war da nicht auch ein heller Schrei gewesen?

Instinktiv suchte Meliaé zwischen den Felsen beim Wasserfallbecken Deckung. Mit tiefen Atemzügen versuchte sie, ihr rasendes Herz zu beruhigen. Nie wurde Jagd auf die Menschenopfer gemacht. Sie waren von der Dorfgemeinschaft auserwählt worden und gingen freiwillig mit. Das Los der Opfer stand bei manchen

schon von Geburt an fest. Das war ja das Finstere an diesem urzeitlichen Brauch.

Meliaé legte einen Giftpfeil ins Blasrohr und steckte die Verlängerung auf. Drei Pfeile waren noch übrig. Bei Weitem nicht genug, um gegen Simhas Krieger etwas auszurichten zu können.

Aus dem Augenwinkel nahm sie eine fallende Bewegung wahr, und im nächsten Moment klatschte es auch schon ins Tosbecken.

Sich reckende Hände tauchten in dem schäumenden Brodeln auf und verschwanden wieder. Meliaés Blick jagte hinauf zur Felsenkante, über die sich die Wassermassen stürzten. Wer immer da gesprungen war, hatte alles gewagt, um sich vor seinen Verfolgern zu retten. Doch er schaffte es nicht mehr an die Oberfläche.

Zwei Atemzüge ließ sie noch verstreichen, dann hechtete sie ins Wasser. Als sie die sprudelnde Kühle in die Lunge sog, schärfte sich ihre Sicht, aber sie unterdrückte ein Fortschreiten der Verwandlung, indem sie die Beine grätschte. Vor ihr in den Luftblasen trieb ein dürrer Arm. Ein Kind! Von der Wucht des Wassers wurde es gegen die Felsen gedrückt, es konnte nicht auftauchen.

Meliaé streckte sich und bekam seinen Ellbogen zu greifen, ihre Finger rutschten weiter und umfassten einen schmalen Unterarm. Sie zog den schlaffen Körper an sich und sah in ein braunes Jungengesicht, umrahmt von schwarzem Haar.

Der Geruch von seinem Blut wehte ihr in die Nase, und ihr zog sich das Herz zusammen. Sie packte den Jungen um den Bauch und stieß mit ihm aufwärts. Auf der Stelle tretend versuchte sie, seinen Kopf über Wasser zu halten. Doch er kam nicht zu sich, und sie schaffte es nicht, ihn noch länger hochzuhalten.

Hastig zog sie ihn zu den Felsen am Rand des Tosbeckens.

Mit den Füßen suchte sie nach einem Halt, und es gelang ihr, sich mit dem Jungen ein Stück aus dem Wasser zu drücken.

Doch dabei stieß seine Stirn unsanft gegen ihre Schulter. Behutsam ließ sie seinen Kopf in die Handfläche gleiten, um nachzusehen, was mit ihm war und warum er nicht zu sich kam.

Blut und Wasser rannen über sein Gesicht, das trotz der Bräune erschreckend fahl wirkte. Jetzt erkannte sie ihn. Das war Anuk, ein Junge aus einem nahegelegenen Dorf. Er hatte nichts als Unsinn im Kopf. Und er war ein Feuerkind. Von Geburt an war er dem Feuerberg versprochen.

»Oh, Anuk, was hast du nur wieder angestellt?« Meliaé biss sich auf die Lippe, ihr Daumen berührte eine dicke Beule hinter seinem Ohr. Mit der freien Hand zog sie sich an den Felsen hoch, bis sie eine Nische fand, in der sie ihn ablegen konnte.

Hastig stieg sie über ihn hinweg und schob den Arm unter ihn.

Als sie den zierlichen Körper zu sich heranzog, rutschte sie mit dem Knie in eine Felsspalte, und der Schmerz jagte ihr wie eine Speerspitze durch den Oberschenkel. Keuchend presste sie das Kind an ihre Brust. Es half nichts. Weiter. Sonst kippte sie vornüber und landete wieder im Wasser. Sie biss die Zähne zusammen, machte eine Drehung und ließ sich mit ihrer Last nach hinten kippen. Heller Schmerz explodierte in ihrem Knie, als das Gelenk zwischen den Steinen herausrutschte, und in ihrem Rücken wurde von den spitzen Steinkanten alles taub.

Anuk aber riss hustend die Augen auf, und Meliaé spritzte Wasser vermischt mit Erbrochenem ins Gesicht. Zitternd stemmte sie den Jungen von sich weg.

»Meli?«, japste er und patschte ihr mit den Händen im Gesicht herum, als müsse er sich davon überzeugen, dass sie es wahrhaft war.

Sie konnte ihn nicht länger halten, und er plumpste auf ihre Brust und schlang ihr so fest die Arme um den Hals, dass sie keine Luft mehr bekam. »Oh, Meli, hilf mir ...« Der Rest ging in einem Gemisch aus Husten und Weinen unter. Aber dann schien er sich zu fassen, rollte sich von ihr herunter und zerrte an ihr, um ihr aufzuhelfen.

»Mannpferde und Gehörnte.« Wieder schüttelte ihn ein Weinkampf. In seinen mandelförmigen Augen stand blankes Entsetzen. »Sie sind mit der Nacht über uns gekommen. Aber ich war nicht da, ich war bei Lu und Nenek. Lu wird heute sterben, sagt Nenek. Die Geister sagen das.«

Meliaé kämpfte sich hoch und zog den aufgelösten Jungen in die Arme. »Lu muss nicht sterben. Ich kann ihr ganz bestimmt helfen.«

Mannpferde. Das Wort, das Anuk gebraucht hatte, ließ sie nicht los. Meinte er etwa, dass Kentauren das Dorf überfallen hatten?

»Bist du gesprungen, weil ein Mannpferd hinter dir her war?«

»Nein, es war ein grün ...« Erneut musste Anuk husten.

Im Augenwinkel bemerkte Meliaé eine Bewegung. Ein Schemen glitt mit der gleißenden Gischt ins Tosbecken.

»Bleib unten!«, zischte sie leise und schob den Jungen von sich. Ihr Blick jagte zur Absturzkante des Wasserfalls hinauf. »Da ist noch immer jemand hinter dir her.« Auf Händen und Füßen lief sie über die moosbewachsenen Steine zu der Stelle, an der sie das Blasrohr hatte fallen lassen. Der Giftpfeil steckte noch im Mundstück und war trocken geblieben. Sie drehte die Verlängerung fest und kauerte sich zwischen die Felsen. Den Behälter mit Giftpfeilen legte sie griffbereit neben sich.

Aus dem Schäumen tauchte ein Kopf auf, sehnige Arme teilten in kräftigen Schwimmzügen das Wasser.

Meliaé konzentrierte sich auf das Doppelbild, das sie sah. Aber das Rohrende zitterte, und das Gesicht des Mannes verschwamm zu grünlichen Schlieren. Sie zwang ihren Atem, ruhiger zu fließen, zählte das harte Klopfen in ihrem Hals. Wer das auch war, war noch immer hinter Anuk her.

Sie stellte ihre Sicht scharf und schnappte nach Luft. Die Haut des Mannes war grün gesprenkelt, bei jeder Bewegung pulsierten die Farbtöne anders, begannen sogar in der Farbe des Wassers zu schimmern, das ihn umgab. Sein kurzes Haar klebte dick mit einer grünlichen Paste beschmiert an seinem Kopf.

Der Mann war kein Vasumati. Und allem Anschein nach war er nicht einmal ein Mensch. Was wollte er von Anuk?

Meliaé visierte ihn wieder durch das doppelte Rohrende an, doch er tauchte ab. Er hatte sie gesehen.

Mit dem Blasrohr an den Lippen richtete sich Meliaé auf, und beim nächsten Herzschlag schoss er direkt vor ihr aus dem Wasser ...



Hat's dir gefallen?

Buchtitel: Najaden Das Siegel des Meeres
Verlag: Blanvalet / Verlagsgruppe Random House
ISBN: 978-3-7341-6143-8
Paperback, Klappenbroschur, 608 Seiten.

NAME

Tanja Karmann

BEZUG ZUR REGION

Saarländerin mit Herz und Seele, geboren in Püttlingen, aufgewachsen in Völklingen, Zwischenstationen in Dillingen und Saarbrücken. Jetzt im pfälzischen Vorposten.

Foto: 180° Fotografie

Schreiben bedeutet für mich...

... die Möglichkeit, der Begrenztheit der menschlichen Existenz zu entfliehen.

Als echte Herausforderung beim Schreiben empfinde ich...

... eindeutig Kampfszenen. Manchmal empfinde ich es auch als lästig, so lange an ein Projekt gebunden zu sein – es gibt so viele Geschichten zu erzählen!

Bei einer Schreibblockade...

... zwingt mich, trotzdem zu schreiben, auch wenn ich dann erstmal nur den Bildschirm anstarre. Meist platzt der Knoten dann irgendwann doch.

Zum Schreiben brauche ich unbedingt...

... Ruhe. Absolute Ruhe. Musik, wie viele meiner KollegInnen, kann ich gar nicht gebrauchen. Ansonsten Wasser oder Kräutertee (nach dem ersten großen Kaffee).

Wenn ich nicht schreibe, dann...

... schreibe ich. Pressemitteilungen, Patreon-Artikel, Instagram-Posts, Emails ... und Choreographien. Da stehe ich dann auch mal von meinem Schreibtisch auf und tanze.

Aktuell schreibe ich an...

... der Fortsetzung zum Mitternachtsladen.

Website: www.tanja-karmann.de

Instagram: [TanjaKarmann](#)

Facebook: [AutorinTanjaKarmann](#)

Patreon: [TanjaKarmann](#)

DER MITTERNACHTSLADEN. VERBUNDENE WELTEN.

Ein Glöckchen bimmelte, als sie die Tür aufdrückte. Das Innere des Ladens empfing sie mit weichem Licht und wohlthuender Wärme. Ein angenehmer Duft nach Holz und warmem Kerzenwachs lag in der Luft. Für einen kurzen Moment hielt Lina mitten in der Bewegung inne, schloss die Augen und atmete tief durch – vor Erleichterung, dem Wald und der Dunkelheit entronnen zu sein, wie sie glaubte. In Wahrheit war es das Übertreten der magischen Schwelle, das sie verharren ließ. Eine kleine Unstimmigkeit im transzendenten Gefüge, die man wie ein winziges Stolpern des Herzschlags spürt. Lina jedoch schenkte diesem Umstand wenig Beachtung, sondern betrat, ohne weiter nachzudenken den Laden und ließ die Tür hinter sich ins Schloss fallen.

Der Laden war klein, nicht viel größer als die Drei-Zimmer-Wohnung, in der sie mit ihrer Mutter lebte. Hohe Regale säumten die Wände – allerdings keine modernen Supermarktmodelle aus kaltweißem Stahl und Lochblech, sondern altmodische Möbel aus dunklem, massivem Holz, die bis zur Decke reichten. Im hinteren Bereich konnte Lina sogar einen Apothekerschrank mit unzähligen Schubladen und Fächern ausmachen. Die Regale in der Mitte waren nur halbhoch, sodass Lina von der Tür aus den Raum überblicken konnte. Darauf standen allerlei Gläser, Metall Dosen und alt anmutende Kartonagen. Die Regalbretter waren aus dem gleichen Holz gearbeitet wie die übrige Ladeneinrichtung. Sie hatten eine glänzende Oberfläche und offenbarten bei näherem Hinsehen eine feine, filigrane Maserung. Lina streckte die Hand aus und strich zögerlich, fast zärtlich, über die samtweiche Oberfläche und für einen kurzen Moment meinte sie, einen schwachen Geruch wahrzunehmen, fremd und doch vertraut, einen Duft nach warmen Vollmondnächten und Sandelholz – nicht dass Lina jemals bewusst Sandelholz gerochen hätte, von Vollmondnächten ganz zu schweigen.

»Fühlt sich toll an, nicht wahr?«, riss eine weibliche Stimme Lina aus ihren Gedanken. Sie zuckte jäh zusammen. Hinter einer der Auslagen kniete ein junges Mädchen, das scheinbar gerade damit beschäftigt gewesen war, Ware aus Kartons auf die Präsentationsfläche an der Kopfseite zu räumen.

»Ich erwische mich auch immer wieder dabei, heimlich darüberzustreichen«, sprach das Mädchen weiter. Ihre Stimme war wohlklingend und sie betonte die Worte auf eine leicht fremdartige Weise, die Lina nicht einzuordnen wusste. Ihr kurz geschnittenes, hellblondes Haar fiel ihr frech in die Stirn.

»Wie siehst du denn aus? Hast du ein Bad im See genommen?«

»Nein, es regnet draußen in Strömen.«

»Wirklich? Das habe ich hier drinnen gar nicht mitbekommen. Soll ich dir vielleicht ein Handtuch bringen?«

Lina nickte. Die junge Frau stand auf.

»Ich bin gleich wieder da. Du kannst dir ja in der Zwischenzeit einen Kaffee holen. Hinten steht so eine neumodische Maschine.«

Sie nickte mit dem Kopf in Richtung Rückwand, drehte sich um und ging leichten Schrittes davon, wobei ihr Rock fröhlich hin- und herschwang.

Lina sah ihr kurz nach. Wie versprochen fand sie einen Tisch, auf dem neben einer Zuckerdose aus Porzellan und einem kleinen Milchkännchen eine Kaffeemaschine stand, aus der gerade gluckerdnd und prustend das heiße, schwarze Getränk in eine Glaskanne lief und dabei den typischen Geruch von Filterkaffee

verströmte. Während sie den Kaffee in eine Tasse goss und Unmengen von Zucker und Milch hineinrührte, fiel ihr Blick auf einen kleinen Tisch vor ihr, von dem ein zauberhaftes (schon wieder dieses Wort!) Glitzern und Leuchten ausging. Es rührte von einer Vielzahl von Blumen und anderen Pflanzen her, die alle aus feinstem Glas gearbeitet waren.

Lina trat näher. Es schien, als würden die Blumen leise zu ihrer Begrüßung klingeln, was natürlich Unsinn war, denn wie jedes Kind weiß, können Blumen weder sehen noch sich von sich aus bewegen, selbst wenn sie aus Glas sind. Jede der Figuren war einzigartig und unterschied sich von den anderen. Es gab Blütenblätter in allen Formen und in den verschiedensten Farben: sanft geschwungene Rundungen in zartem Rosa und spitz zulaufende Zacken in kräftigem Rot. Die einzelnen Blüten, Blätter und Stängel waren so filigran gearbeitet, dass Lina befürchtete, ein einziger Windstoß könnte diese Pracht zerstören, und so wich sie achtsam zurück. Ihren Blick von den Blumen zu lösen, versetzte ihrem Herzen einen kleinen Stich, doch in diesem Moment trat die Verkäuferin zu ihr. In der Hand hielt sie ein winziges hellblaues Handtuch. Dankbar nahm Lina das flauschige Stück Stoff. Erstaunt stellte sie fest, dass es zwar wirklich klein war, aber dennoch die Feuchtigkeit sehr gut aufnahm und sie nach kurzer Zeit um einiges trockener war als zuvor.

»Danke dir«, sagte sie und gab ihrem Gegenüber das Tuch zurück.

»Kein Problem«, antwortete die junge Frau. »Ich mach mich dann mal wieder an die Arbeit. Ich hoffe, du kommst gut nach Hause.«

Damit ließ sie Lina allein. Nachdenklich wandte sich nach vorne zur Kasse.

Natürlich gab es keine richtige Kasse, zumindest keine mit Kassensband, Warenschanner und automatischer öffnender Lade. Stattdessen befand sich seitlich neben der Ladentür eine Theke, auf der eine nostalgisch wirkende, mechanische Registrierkasse stand, wie man sie oft in alten Filmen sah. Sie war komplett aus einem bronzefarbenen Metall gearbeitet und auf allen größeren Flächen mit verschlungenen Blumenmustern verziert. Auf der anderen Seite entdeckte sie eine altmodische Waage mit zwei Schalen aus Metall an einem Gestell aus Holz. Am Fuß des Ständers waren fein säuberlich mehrere Gewichte verschiedener Höhe und Dicke aufgereiht. An der Wand hinter der Kasse war ein langes Regalbrett angebracht, auf dem mehrere Kistchen aus Blech standen. Unmittelbar darunter entdeckte Lina ein Schlüsselbrett, an dem viele unterschiedlich große und verschieden geformte Schlüssel hingen sowie mehrere Bilderrahmen mit Fotografien von Menschen, die meisten in schwarz-weiß. Alles wirkte nostalgisch wie an einem Filmset oder in einem dieser Erlebnisparks, in denen Häuser aus verschiedenen Epochen nachgebaut wurden. Eigentlich, dachte Lina, fehlen nur noch die ... Da standen sie ja: Bonbongläser! Groß, bauchig und mit einem hellen Korken, gefüllt mit Zuckerstangen, Keksen und Karamellbonbons. Neben den Gläsern lag in einer Pappschachtel eine Auswahl in Papier verpackter Riegel – Schokoriegel, wie Lina vermutete – auch wenn diese vom Aussehen her nicht mit den allgemein an Supermarktkassen ausliegenden Süßigkeiten vergleichbar waren. Aber Schokolade bleibt Schokolade, dachte Lina, nahm sich einen der Riegel aus der Schachtel und legte ihn auf den Tresen.

Hinter der Theke stand ein älterer Herr, der sich bislang über ein kleines Notizbuch gebeugt hatte, und sie jetzt freundlich ansah. Der Mann, den Lina auf etwa Mitte fünfzig schätzte, passte perfekt in die Szenerie: Er trug eine Hose aus braunem Cord mit einem passenden Jackett über einem hellen Hemd mit leichtem Streifenmuster. Das Hemd war nicht nur bis oben zugeknöpft, der Kassierer trug sogar eine Fliege, wenn auch nicht ganz ordentlich. Sein graues Haar stand etwas störrisch in alle Richtungen von seinem Kopf ab. Er blickte Lina mit warmen Augen an.

»So spät noch unterwegs?«, fragte er mit einer angenehm tiefen Stimme.

»Ich hatte eine Autopanne«, erwiderte Lina und legte einen 5-Euro-Schein auf den Tisch.

»Könnte ich bei Ihnen telefonieren? Meine Mutter könnte mich hier abholen.«

Der Mann hinter der Kasse schüttelte bedauernd den Kopf.

»Tut mir leid, wir haben hier kein Telefon.« Er machte eine kurze Pause. »Noch nicht, meine ich. Die Anschlüsse sind noch nicht verlegt. Aber habt ihr jungen Leute von heute nicht alle so ein Mobiltelefon?«

Lina seufzte. »Doch«, antwortete sie, »aber das dämliche Ding hat genauso den Geist aufgegeben wie mein Auto. Hier, sehen Sie, das Display ist einfach tot.« Mit diesen Worten zog Lina ihr Handy aus der Tasche und hielt es dem Mann vor die Nase.

Das Handy gab einen kurzen Piepston von sich, dann erschien der leuchtende Schriftzug des Netzbetreibers auf dem Bildschirm.

»Sieht so aus«, sagte der Mann mit einem Augenzwinkern, »als wäre alles wieder in Ordnung.«

Lina starrte immer noch fassungslos auf das Gerät in ihrer Hand. »Das gibt es doch nicht«, stammelte sie. »Ich ... also, ich meine ... ich habe doch immer wieder versucht, es einzuschalten.« Sie nahm ihr Wechselgeld und griff nach dem Schokoriegel. Als ihre Hand das Papier berührte, glaubte sie, ein kurzes Kribbeln zu spüren. Überrascht blickte sie hoch und ihr Blick begegnete dem des Ladenbesitzers.

»Eine gute Wahl«, sagte er und sah unverwandt in Linas Augen. »Ich bin sicher, die Schokolade wird dir helfen.«

»Danke«, sagte sie, riss sich von dem intensiven Blick los und wandte sich dem Ausgang zu. Kurz vor der Tür drehte sie sich noch einmal halb um. »Einen schönen Laden haben Sie hier«, meinte sie etwas schüchtern. »Viel Erfolg damit.« Damit zog sie die Tür auf und trat hinaus in die Nacht.

Durch das Glas konnte der Mann beobachten, wie Lina im matten Schein, der aus den Fenstern fiel, ihr Handy aufklappte, einige Tasten drückte und mit jemandem sprach. Kurze Zeit später erhellten zwei Scheinwerfer den Parkplatz vor dem Gebäude. Lina öffnete die Beifahrertür und verschwand im Inneren des Wagens, nicht ohne noch einen Blick auf das Haus geworfen zu haben. Dann waren Lina und der Wagen verschwunden und die Dunkelheit kehrte zurück. Als der Mann sich wieder seinem Notizbuch zuwandte, lächelte er.



Hat's dir gefallen?

Buchtitel: Der Mitternachtsladen. Verbundene Welten.

Verlag: fehu fantasy

ISBN: 978-3961310654

Cover leuchtet im Dunkeln!

KOSTENLOS ZUM MITNEHMEN

LESEQUICKIE der Lesegenuss für zwischendurch!

Fünf Geschichten - eine Region:

Nur AutorInnen mit einem besonderen Bezug zu unserer Heimat!

Fünf Geschichten - ein Genre:

Jede Ausgabe mit einem speziellen Genre - erkennbar an der Banderole!

Fünf Geschichten - eine Mission:

Beste Unterhaltung für die kleine Pause zwischendurch!

In dieser Ausgabe mit Quickies von:

**Carolin Summer, Benjamin Spang, Carsten Schmitt,
Heike Knauber und Tanja Karmann**



pop **S**cene